

Einfach fließen

Vera Rothamel hat sich schon ein paar Mal verabschiedet: von ihrer Heimat, von geliebten Details in ihren Bildern, die sie übermalen musste. Doch Abschied bedeutet auch Neuanfang. Ein Gespräch über die Kunst und das Leben.

Vera ist wie ein Fluss, der fließt, wallend, hin zu neuen Ufern. Ihre wachen, hellgrünen Augen blicken zwischen dem lockig-wilden Haar hervor. Es ist leicht mit ihr ins Gespräch zu kommen; sie erzählt, leichtfüßig, wobei man viel über sie erfährt, und einiges über sich selbst.

Die 62-Jährige Künstlerin wuchs in Ebikon auf, wo es ihr irgendwann zu eng wurde. «Ich wollte einfach weg, Malerei studieren, das war in Luzern damals nicht möglich», sagt sie, betrachtet aufmerksam ihr Gegenüber, schenkt etwas Kaffee nach.

So verschlug es Vera Anfang der 1980er-Jahre nach Berlin, ihre Langzeitliebe, wie sie die Stadt nennt. «Westberlin war einfach crazy», erinnert sie sich. «Es war ein riesen Gegensatz zu Luzern, zu all dem, was ich gekannt habe.» Die Stadt war arm, wurde von Westdeutschland subventioniert, hatte kaum eine Mittelschicht. «Damals waren alle Homosexuelle da, alle, die den Militärdienst verweigerten oder sonst nicht zurechtkamen.» Eben alle, die den Drang verspürten aus ihrem gutbürgerlichen Umfeld auszubrechen und neu anzufangen.

Ungesittet und politisch

Mit 24 begann Vera an der Hochschule der Künste zu studieren. «Es ging überhaupt nicht gesittet zu und her», erzählt sie und lacht. «Wir haben viel gesoffen, viel gefeiert.» Es war ungesittet und politisch. «Malerei war eine Männerdomäne.» Nach dem Unterricht seien die Professoren mit den Studenten in die nächste Bar gezogen. «Als Studentin ist man da nicht mitgegangen, es war klar, dass es den Männern vorbehalten ist, dass dort Gespräche über Frauen geführt werden.» Auch Professorinnen gab es damals keine. Vera hält inne, denkt nach. «Je älter ich werde, desto radikaler werde ich. Maria Lassnig, eine Künstlerin, die ich sehr schätze, sagte mal zu mir: «Wenn man eine nachdenkliche Frau ist, kommt man nicht drum herum Feministin zu sein.»»

Nach dem Studium gründete Vera ihre erste Atelieregemeinschaft an der Lehrter Strasse. Die Räume im alten Backsteingebäude waren riesig, arschkalt und bezahlbar. Dann fiel die Mauer. «Bis dahin waren wir eine abgefuckte Strasse, danach wurden Gebäude saniert und die Mieten explodierten. Viele von uns sind dann weg.» Schon damals wusste Vera: Sie will malen, freischaffende Künstlerin werden. «Ich wusste nicht, was das heisst, habe einfach angefangen», sagt sie. «Ich hatte null Ahnung vom Kunstmarkt. Man hat damals nicht so viel Geld gebraucht und der Markt hat mich hinten und vorne nicht interessiert. Heute lernt man das, heute ist alles viel strukturierter, das war bei uns nicht so.»

Festhalten und loslassen

An der Lehrter Strasse entstanden ihre ersten Arbeiten; viele waren gegenständlich, grossformatig, denn im ehemaligen Industriegebäude hatte sie genug Platz dafür. Seitdem entstanden Tafelbilder, Lithographien, raumgreifende Installationen. Währenddessen sie erzählt, steht sie auf, läuft in ihrem Atelier herum, erzählt weiter, sucht etwas in den vollgestellten Regalen, legt Bücher ihrer letzten Ausstellungen auf den Tisch, schlägt sie auf, blättert, zeigt wovon sie spricht. Darin sind einige ihrer installativen Arbeiten zu sehen: Farbige Folien vermessen den Raum, wobei immer wieder neue Bilder entstehen, je nach dem, aus welcher Perspektive man sie betrachtet. Doch davon habe sie nun erstmal genug und lässt den Raum hinter sich, widmet sich wieder dem Tafelbild. Dafür beginnt sie mit einer monochromen Grundierung, um die Leere zu beseitigen, einen Anfang zu finden. Dann folgen die «Schüttungen», wie sie Vera nennt: Sie legt die Leinwand auf den Boden, schüttet Farbe darauf, stellt den Träger auf und fängt an, ihn zu drehen, bis ein Muster entsteht. «Momentan arbeite ich wieder ungegenständlicher, lasse die Farbe frei fließen, ohne gegenständliche Assoziationen.» Ist die Farbe einmal auf der Leinwand verflössen, wartet Vera, beobachtet, analysiert die Konsistenz der Farbe, versucht nicht voreilig zu sein. «Ist die Farbe zu flüssig, fließt sie zu schnell, dann wird es schwierig, sie zu lenken», sagt sie. «Darin besteht auch die Herausforderung: Ich will kontrollieren, aber gleichzeitig auch überrascht werden.» Anschliessend wird

ausgebessert. «Es kann sein, dass ich so viel ändere, dass ich das, was ich eigentlich behalten wollte, trotzdem nicht behalten kann. Dieser Verlust kann einen ängstlich machen, und das ist ganz schlecht.»

«Die Arbeit nährt sich selbst»

Ihre Tafelbilder sind der Schwerpunkt ihrer nächsten Ausstellung in der Galerie Kriens. «Eigentlich bin ich wieder dort, wo ich vor 14 Jahren angefangen habe», sagt sie. «Die Arbeit nährt sich selbst. Sie besteht aus konzentrischen Kreisen: der eine bedingt den nächsten.» So entstehen Begegnungen mit vergangenen Gedanken, mit bekannten, vielleicht längst vergessenen Orten, die man immer wieder anders betrachtet.

«Ich hoffe, nicht stehenzubleiben, nicht zu sehr an Früherem festzuhalten», sagt Vera, ein angedeutetes Grinsen lässt sich hinter den schützenden Locken erahnen. «Ich hoffe, dass meine Arbeit im Fluss ist.»

Ausstellung «Im Fluss» ist ab dem 17. Januar in der Galerie Kriens zu sehen.